

Susanne Grunwald

**Zur Wechselwirkung zwischen ethnischer
Deutung und archäologischer Methode am
Beispiel der ur- und frühgeschichtlichen
Wallanlagen in Sachsen**

Anschrift der Verfasserin:

Susanne Grunwald M.A.
Universität Leipzig
Historisches Seminar/Professur für Ur- und Frühgeschichte
Ritterstrasse 14
D-04109 Leipzig
susgrun@rz.uni-leipzig.de

Webmaster: M. Schrickel

ISSN 1612-4227

Copyright 2003 by Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig
Ritterstr. 14, D-04109 Leipzig, www.uni-leipzig.de/~ufg, ufg@rz.uni-leipzig.de
und den einzelnen Autoren.

Zur Wechselwirkung zwischen ethnischer Deutung und archäologischer Methode am Beispiel der ur- und frühgeschichtlichen Wallanlagen in Sachsen.

Susanne Grunwald

Professur für Ur- und Frühgeschichte, Universität Leipzig

Zusammenfassung: Diese forschungsgeschichtliche Arbeit stellt die Methoden, Ergebnisse und gesellschaftlichen Verflechtungen der archäologischen Burgwallforschung in Sachsen im 19. Jahrhundert bis 1872 dar. Dafür wurden publizierte Burgwallgrabungen und allgemein altertumskundliche Darstellungen ausgewertet.

Schlagworte: Burgwälle, 19. Jahrhundert, Sachsen, Ur- und Frühgeschichte, Wissenschaftsgeschichte (Archäologie)

Key words: enclosure, fortification, history of science (archaeology), 19th century, prehistoric archaeology, Saxony

Vorbemerkung

Der vorliegende Beitrag ist die Zusammenfassung meiner an der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig angefertigten Magisterarbeit (Betreuerinnen: Prof. Dr. S. Rieckhoff, Dr. U. Sommer). Sie stand unter dem Titel „Die Wechselwirkung zwischen ethnischer Deutung und archäologischer Methode am Beispiel der ur- und frühgeschichtlichen Wallanlagen in Sachsen. Eine rezeptionsgeschichtliche Untersuchung“. Die Arbeit soll 2004 in den Leipziger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie als Band 4 erscheinen.

Einleitung

Im Mittelpunkt der meisten forschungsgeschichtlichen Übersichten stehen Methoden der Auswertung, also der Mittel zur Datierung und Interpretation der Funde. In den beiden Grundlagenwerken zur archäologischen Forschungsgeschichte in Deutschland wird die Entwicklung der Grabungsmethodik anhand weniger methodischer Zäsuren und einzelner Forscher bzw. Grabungen nur skizziert (Gummel 1938; Eggers 1959; Krämer 1977; Krämer 1978; Strobel 2000). Auch in neueren deutschsprachigen Darstellungen (Kühn 1976; Müller-Karpe 1975; Braun u.a. 1992; Wiegert 1995; Kossack 1999) wird die Geschichte der Archäologie als ein stetig fortschreitender Erkenntnisgewinn dargestellt. Dabei wird weitgehend auf die Einbeziehung zeitgeschichtlicher und kultureller Rahmenbedingungen verzichtet. Dieser teleologische Ansatz ist in den letzten Jahren zunehmend unter Kritik geraten, sowohl in der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte und -soziologie (z. B. Kragh 1989; Nickles 1992; Pickering 1995), als auch in der Archäologie selbst (Fahnestock 1984; Wiegert 1995; Gustafsson 1998; Veit 1998).

Die Burgwallforschung wird als spezielle Variante der siedlungsarchäologischen Forschung verstanden, zu

der bis heute eine eingehendere Methodenreflexion fehlt (Jankuhn 1977, 25).

Der methodische Ansatz dieser forschungsgeschichtlichen Arbeit geht davon aus, dass sich die Disziplingeschichte der Prähistorischen Archäologie mit all ihren methodischen, personellen und ideologischen Verflechtungen aussagekräftiger mit der Beschreibung der Grabungsmethodik als dem primären Verfahren der Datenerhebung dieser Disziplin darstellen lässt. Dies erscheint vor allem für die Beschreibung der Anfänge der archäologischen Forschung geeigneter, da bisherige forschungsgeschichtliche Reflexionen die Fachentwicklung regelhaft erst mit der Einführung ordnender und datierender Systeme beginnen lassen. Während so der Fokus vorrangig auf die Entwicklung des Dreiperiodensystems gerichtet ist, bleibt die Frage nach den Ursachen für das hohe Fundaufkommen im frühen 19. Jh. und die daraus resultierende Notwendigkeit der Sammlungssystematik unberücksichtigt. Darüber hinaus wird dadurch auch die traditionsbildende Wirkung schon der frühesten Grabungen nicht erkannt, obgleich nur durch sie die Entwicklungen ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. verständlich sind.

Für die vorliegende Arbeit wurde eine archäologische Befundgruppe ausgewählt und die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Erforschung in einem abgegrenzten Gebiet untersucht. Bei der archäologischen Befundgruppe handelt es sich um befestigte Siedlungen, sog. Wallanlagen oder Burgwälle.

Als Untersuchungsgebiet wurde Sachsen gewählt. Hier sind inzwischen mehr als 700 vor- und frühgeschichtliche befestigte Siedlungen bekannt. In der Oberlausitz sind es allein 100 Wallanlagen. Diese Anlagen gehören sowohl der ausgehenden Bronzezeit als auch dem Frühmittelalter und damit Epochen an, für die traditionell politische und kulturelle Umwälzungen und vor allem ethnische Konflikte konstruiert werden und die unter anderem auch deswegen schon

lange Forschungsschwerpunkte in der Archäologie sind.

Der Untersuchungszeitraum umfasst die ersten Erwähnungen sächsischer Wallanlagen und die ersten Ausgrabungen bis zum Auftreten R. Virchows, konkret bis 1872. Ohne sich einer der zahlreichen Wissenschaftsdefinitionen anschließen zu wollen, betrachte ich auch die ersten Versuche einer Burgwallgrabung oder einer Burgwallsystematik als frühe wissenschaftliche Bemühungen, die sich allerdings so signifikant in ihrer Methodik und Qualität der Aussagen unterscheiden, dass sie deutlich von den Arbeiten nach 1872 zu trennen sind.

Aus den fast zweihundert Jahren sächsischer Burgwallforschung liegt eine gewaltige Menge an auswertbaren publizierten und unpublizierten Materialien vor, besonders Beiträge in den Periodika der Altertumsvereine, populäre Monographien und Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Beiträge in Heimatbüchern und Heimatkalendern, Grabungsdokumentationen und Ortsakten. Für Innerhalb dieser modernen Tendenzen der Wissenschaftsforschung ist der Versuch der Rekonstruktion von Entwicklungsstufen fest verankert, der als These auch dieser Arbeit zugrunde liegt. Von der Annahme ausgehend, daß sich unter der Disziplinbezeichnung Altertumskunde des frühen 19. Jahrhunderts ein sich erst entwickelndes Teilgebiet der Geschichtswissenschaften verbirgt, soll diese Abfolge einzelner Entwicklungsstufen verfolgt werden. Eine Betrachtung der geschichtswissenschaftlichen Methoden ist daher ebenso erforderlich wie die Beleuchtung des allgemeinen kulturellen Lebens und der Tagespolitik. Es soll die These geprüft werden, ob das weltliche Geschehen auf die Methoden und Deutungen der sächsischen und deutschen Altertumsforscher Einfluß hatte.

Die vorliegende Arbeit wurden publizierte Untersuchungen und Untersuchungsergebnisse zu vorrangig sächsischen vor- und frühgeschichtlichen Wallanlagen vom Ende des 18. Jh. bis zum Jahr 1872 ausgewertet. In den beiden ersten Teilen der Arbeit wird die Geschichte der sächsischen Burgwallforschung dargestellt. Dafür werden die aussagekräftigsten Burgwalluntersuchungen in Hinblick auf ihre Initiatoren, deren Zielsetzung und archäologische Methodik vorgestellt, womit der Zusammenhang zwischen Forschungsziel und gewählter Methodik sowie der zeitgenössische Diskurs zu den Burgwällen verständlich wird. Im dritten und letzten Teil der Arbeit wird zusammenfassend die Genese der einzelnen Forschungsmeinungen und -ergebnisse innerhalb des Untersuchungszeitraumes behandelt, wobei hier vor allem die zahlreichen nicht-archäologischen Argumentationen Berücksichtigung finden. In einer Karte sind alle Wallanlagen verzeichnet, die bis 1872 auf dem Gebiet des heutigen Sachsen als vor- und frühgeschichtliche Anlagen galten und publiziert wurden. Eine dazugehörige Liste enthält nähere Angaben zur Bezeichnung und Lage der jeweiligen Anlagen und deren Erstpublikation. Die

vorliegende Zusammenfassung folgt dieser Gliederung in groben Zügen.

Der Untersuchung gehen im ersten Teil (I) einleitende Betrachtungen zu denjenigen archäologischen Kulturen voraus, denen die sächsischen Wallanlagen heute zugeordnet werden.

Im zweiten Teil der Arbeit (II) sind jedem Kapitel einleitend Betrachtungen zum jeweiligen nationalen und internationalen politischen Geschehen vorangestellt. Es schließen sich Darstellungen zum kulturellen Leben an, um ansatzweise die philosophischen und musischen Einflüsse rekonstruieren zu können, unter denen die Altertumsforscher gestanden haben könnten. Betrachtungen zum Bildungswesen und Universitätsbetrieb sollen den Rahmen skizzieren, innerhalb dessen in Sachsen geforscht und publiziert wurde.

Die Darstellung der einzelnen forschungsgeschichtlichen Entwicklungsstufen gliedert sich in drei Teile. Der jeweils erste Teil widmet sich überblicksartig den wichtigsten Ideen, neuen Grabungsmethoden und Erkenntnissen der europäischen Altertumskunde und solcher Disziplinen, auf deren Methoden und Aussagen unser Fach zurückgriff/ hätte zurückgreifen können.

Im zweiten Teil werden charakteristische und/oder ungewöhnliche Ausgrabungen in sächsischen Wallanlagen beschrieben, wobei der Anlaß der Maßnahme, die Grabungsmethodik und -dokumentation sowie die Ergebnisse untersucht werden.

Im dritten Teil werden zusammenfassend die Tendenzen der jeweiligen Forschungsphasen dargestellt, die sich hinsichtlich der Deutung der Wallanlagen erkennen lassen. Im Mittelpunkt werden dabei die unterschiedlichen Modelle der ethnischen Zuordnung und der Datierung der Anlage stehen.

Die Burgwallgrabungen in der 1. Hälfte 19. Jh.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand das Wesen der sächsischen Altertumsforschung mehrheitlich in der Reaktion auf archäologische Funde und erklärungsbedürftige Lücken in der historischen Überlieferung. Man versuchte, Funde ethnisch zuzuordnen und damit oder zu diesem Zweck zeitlich einzuordnen; Vorrang hatte aber die Rekonstruktion historischer Besiedlungsprozesse anhand schriftlicher Überlieferung und etymologischer Vergleiche. Schon lange vor der Auseinandersetzung mit archäologischen Funden und Befunden waren schon Geschichten und Geschichtsbilder entwickelt worden, in die im Nachhinein prähistorische und historische Objekte und Regionen eingeordnet wurden. Verschiedene Besiedlungsmodelle für Sachsen oder Regionen wie die Oberlausitz oder das Meißner Land wurden seit der frühen Neuzeit publiziert und im Stil mittelalterlicher Disputationen diskutiert. Der Mangel eines methodischen Kanons ebenso wie derjenige anerkannter Kapazitäten und Institutionen behinderte die Formulierungen von und eine konstruktive Auseinandersetzung mit Thesen und Modellen und die Entwicklung von

Methoden zur Beantwortung von Fragen sowohl für die Altertumskunde im allgemeinen als auch für die Burgwallforschung.

In Sachsen wurden bis zum Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts keine Ausgrabungen an befestigten Siedlungen durchgeführt. Dementsprechend kann bis dahin nur von Burgwallforschung im weitesten Sinne gesprochen werden. Ende des 18. Jahrhunderts war damit begonnen worden, die Anlagen als prähistorische Zeugnisse in Erwägung zu ziehen. Der Erstwahrnehmung folgte in einigen wenigen Fällen die Vermessung und Auflistung der Wallanlagen.

Der Name eines Ortes oder eines Geländedenkmales, in unserem Fall die Bezeichnung einer Wallanlage, wurde bis in das 19. Jh. häufig als direkter Hinweis auf deren Entstehungszeit oder die Erbauer gewertet. Offensichtlich liegt hier auch die vorrangige Erklärung für die zögerliche Entwicklung altertumskundlichen Interesses an den prähistorischen Befestigungen. Durch die Namen Schweden-, Hussiten-, Heiden-schanzen u.a. waren die Anlagen lange Zeit hinreichend ethnisch und historisch zugeordnet - *nomen est omen*. An der Wende zum 19. Jahrhundert begann ein Überdenken der bisher geläufigen Bezeichnungen, wobei ausschlaggebend für die Bewertung war, ob der Betrachter dem militärischen oder dem geisteswissenschaftlichen Milieu entstammte.

1803 wurde eine Reihe der "vorzüglichsten" alten Schanzen der Oberlausitz publiziert. Dabei handelt es sich um die bislang älteste, allerdings etymologische Auseinandersetzung mit dieser Denkmälergruppe in Sachsen. Bezugnehmend auf zahlreiche zeitgenössische Darstellungen von befestigten Städten aus dem Dreißigjährigen Krieg widerlegte für den Autor der Mangel an nachweisbaren Schießscharten den Namen Schwedenschanze. Gegen die Bezeichnung als Hussitenschanze sprach, dass die Hussiten auf ihren Kriegszügen vorrangig von Wagenburgen aus kämpften, obgleich auch im 15. Jahrhundert Gewehre und Kanonen Schießscharten erforderlich machten. Fast zwangsläufig wurden nach diesen Argumenten die Anlagen in frühere Zeiten zurückdatiert (Sz 1803). Eine aus heutiger Sicht archäologische Fragestellung wurde mit historischen Überlieferungen beantwortet.

Bis ins frühe 19. Jh. verhinderte auch zum Teil alter Abergabe eine moderne Auseinandersetzung mit den Anlagen. So schrieb Wagner 1827, der gemeine Mann habe "mancherlei abergläubische Ansichten und Sagen von denselben, wodurch stets eine gewisse Ehrfurcht, oder vielmehr Furcht in den Herzen desselben gegen die Erdwälle erhalten wird" (Wagner 1827, 124). Vor allem aus der Oberlausitz liegt ein reicher Schatz an Sagen und Legenden vor, die an solche Örtlichkeiten gebunden sind, die wir heute als prähistorische Wallanlagen bezeichnen.

Die Wallanlagenforschung bestand in der gesamten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht als eigenständiges Forschungsgebiet, sondern besaß lediglich einzelne Mentoren, die sich ihr widmeten, ohne dabei durch Institutionen angeleitet und finanziell unterstützt

worden zu sein. Neben privaten Geldgebern treten zunehmend Mitglieder der verschiedenen Altertumsvereine als Initiatoren archäologischer Maßnahmen auf. Den interpretatorischen Rahmen dieser frühen Grabungen steckten einige wenige interessierte Laien ab, deren Schriften jedoch weite Verbreitung und Diskussion fanden. Einen methodischen Rahmen lieferten diese Darstellungen freilich noch nicht. Eines hatten jedoch ihre Betrachtungen und die aller ihrer Zeitgenossen gemeinsam: Alle gingen von einem unveränderten, ursprünglichen Erscheinungsbild der Wallanlagen aus. So wurde weder der Ruinencharakter der Wälle erkannt noch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass die Innenflächen einst bebaut gewesen waren. Die Ursache dessen kann als Beispiel dafür gelten, in welchem Maße vorgefasste Meinungen und Erwartungen Einfluss auf den Verlauf der Forschung und den Einsatz der Untersuchungsmittel nehmen: In der Hoffnung, germanische Stätten zu untersuchen, ging man in Anlehnung an die antike Überlieferung davon aus, dass die Germanen keine feste, nachweisbare Architektur gekannt hatten – weder großräumige Mauerzüge noch einzelne Häuser.

Beispiel 1: Schlieben

Zu den ersten gezielten Burgwalluntersuchungen mit archäologischen Mitteln kam es ab 1826 im Schweinitzer Kreis unmittelbar nördlich der sächsischen Grenze in Brandenburg durch F. A. Wagner (gest. 1856). Seine Grabungen wurden sowohl berühmt als auch maßgebend, so dass sie grundlegend sind für die vorliegende Untersuchung. Der Arzt und ambitionierte Altertumsforscher Wagner stellte, während sich die intellektuelle Elite in den arkadischen Süden träumte, die heimischen Altertümer denjenigen der südlichen Hochkulturen gegenüber und betonte, dass sie wie diese sehr alt und mit großen Kraftanstrengungen errichtet worden seien, "indes nicht himmelstürmend und prahlend stehen diese Denkmale bei uns da, sondern versteckt, verzichtend und bescheiden sind sie der Nachwelt aufbewahrt" und ihr wahrer Wert sei erst "aus dem inneren, unsichtbaren Gehalt" erkennbar. Von konkreten heimischen Funden und daraus gewonnenen Erkenntnissen versprach er sich eine Korrektur der Ansichten über die Altvorfahren und zahlreicher Behauptungen antiker Autoren und den Beweis dafür, "dass unsere Urväter auch nicht in tiefster Kindheit standen, als in Aegypten, Griechenland und Italien Künste und Wissenschaften besonders blühten" (Wagner 1828, IV-V). Obwohl er es nirgendwo explizit äußert, ist jedoch davon auszugehen, dass Wagner nicht wahllos alte Zivilisationsspuren finden und untersuchen wollte, sondern dass er gezielt nach Heiligtümern, religiösen Zentren oder Tempeln suchte – eben solchen Strukturen, die denjenigen der mediterranen Hochkulturen gegenüber gestellt werden konnten. Gemeinsam mit seinem Bruder, dem Prediger Wagner aus Lebus (gest. 1827), dem Mädchenlehrer Schmidt und dem Boniteur Janke, beide aus

Schlieben, und befreundeten Lehrern, Ärzten, Geistlichen, bei denen es sich mehrheitlich um Mitglieder des Thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung der vaterländischen Altertumskunde und des Sächsischen Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer handelte, ging Wagner nachweislich zwischen 1826 und 1829 seiner Leidenschaft für heimische Altertümer bei Ausgrabungen nach (Wagner 1828, 1-20; 1833, 30-49; 53-64).

Im Burgwall Schlieben, dem "schönsten, grössten und ganz unbeschädigt erhaltenen, zwischen Schlieben und Maritzschkendorf gelegenen Tempel" (Wagner 1828, 3), begannen die Männer 1826 ihre Untersuchungen. Eine genaue Abmessung der Wallanlage gehörte zur Untersuchung dazu. Neben der Beschreibung ihrer Lage im Gelände und der Wallform wurde die äußere Wallhöhe, dessen Umfang, die Größe der Innenfläche und deren Höhe im Verhältnis zum äußeren Wallfuß angegeben. Die Wallanlage wird in einer Aufsicht dargestellt und mit einem Maßstab versehen. Die Karte in der Publikation von 1828 zeigt die Lage aller besprochenen Fundplätze im Gebiet der Schwarzen Elster.

Wagner grub mehrfach in der Mitte des umwallten Geländes und beschrieb ausführlich eine Schichtenfolge, die "bis zur letzt gedachten Lage" aufgefüllt "und mit Mühe dahin gebrachter Boden" sei (Wagner 1827, 125). Mit zahlreichen Abbildungen illustriert er seine ausführliche Fundbeschreibungen, bei denen es sich um die umfangreichen Reste ("100 und mehr Fuhren"), wie heute bekannt ist, spätbronzezeitlicher Siedlungstätigkeit innerhalb einer Niederungsburg handelte. Dabei schränkte er ein, dass "noch nicht der hundertste Theil des Kessels oder inneren Raumes, durchsucht sei" (Wagner 1833, 62). Die Keramik bezeichnet er als teilweise sehr grob und leicht, andererseits als "dem alten Böttcherschen Meissner Porzellan" (ebd., 11) sehr ähnlich – fein poliert und vielfältig verziert. Die unterschiedliche Machart der Keramik deutet Wagner als Zeichen großer zeitlicher Differenz. In der Bezeichnung der Gefäße wechselt er jedoch wahllos zwischen Geschirr, Gefäß und Ascheurnen, ohne sie bestimmten Funktionen zuzuordnen.

Wagner war im wahrsten Sinne des Wortes auf der Suche nach Sachzeugen – nach Sachzeugen der Opferhandlungen. Er beobachtete weder befundanzeigende Verfärbungen noch architektonische Konstruktionen. Ebenso wenig interessierte ihn der Wall, "weil wir drinnen keine sonderlichen Resultate vermutheten, und das Durchwühlen desselben zu viel Mühe und Kostenaufwand verursacht haben würde" (Wagner 1833, 14). Der Lage im Sumpf gewinnt Wagner Bewunderung für den Bauaufwand ab, nordöstlich gelegene Rasenflächen und Wege fügten sich für ihn zu einer uralten Szenerie, inmitten derer der "nur mit dem blauen Himmelszelte gedeckte Tempel" (ebd. 5) stand. Bei Nauendorf bestehende Walllinien, die als Landwehr bezeichnet werden, verstand Wagner weniger als militärische Hindernisse denn als Teile eines

heiligen Bezirkes. Er ging demnach von ihrer Gleichzeitigkeit aus.

Wagner sah in den Funden und den gesamten Anlagen Hinweise auf eine tiefreligiöse, naturverbundene und rechtschaffende Lebens- und Wesensart der frühen Germanen. Obgleich er die Funde nicht datierte, aber die römischen Autoren als Zeugen zitierte oder widerlegte, stellte er zumindest für einen Zeitraum auf eine Gleichzeitigkeit von germanischer Nutzung der Anlagen an der Schwarzen Elster und der römischen Beschreibungen ab.

Die Zäsuren der Jahrhundertmitte

Die sächsische Altertumskunde einschließlich der Wallanlagenforschung erlebte nach einer Phase der überaus regen Forschung bis etwa 1848 eine Phase der Erstarrung und Rezeption altbekannter Thesen und Ideen. Es lassen sich bis zum Ende der 1860er Jahre kaum noch archäologische Wallanlagenuntersuchungen nachweisen; das Publikationsaufkommen zur Altertumskunde nimmt insgesamt in Sachsen deutlich ab. Als eine Ursache kann sicher der Generationswechsel in der sächsischen Archäologie gelten – ab der Mitte des 19. Jh. waren die Gründerväter der sächsischen Altertumskunde nicht mehr aktiv und es fehlten junge, charismatische und vor allem innovative Forscher, womit eine zweite mögliche Ursache angedeutet wäre. Keiner der älteren Altertumskundler überwand die wissenschaftlichen Erschütterungen der Jahrhundertmitte, durch die alte Argumentationsmuster und auch Fragestellungen ungültig wurden. Eine Altertumskunde nach herkömmlichen Mustern erschien überholt, neue Wege waren noch nicht erschlossen. Durch neue geowissenschaftliche, paläontologische und anthropologische Funde und Theorien waren die Altertumskundigen Europas ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gezwungen, über neue zeitliche Dimensionen ihrer Forschungsgegenstände nachzudenken. In Deutschland verschärfte sich die Auseinandersetzung mit den relativchronologischen Modellen durch die Anerkennung der Diluvialmenschen. Der zeitliche Rahmen für die Erforschung menschlichen Lebens erweiterte sich somit schlagartig, war jedoch vorläufig nicht genau zu bestimmen. Die Vorgesichtsforschung stand vor einem zeitlichen Abgrund, in den keinerlei historische Überlieferung hineinreichte. Man blickte im Sinne des Wortes in vorhistorische Zeiträume und sah sich außer Stande, die Funde einer Kultur, einer Ethnie zuzuordnen. Das nationalistische Europa des 19. Jahrhunderts sah sich wider Erwarten mit einer prä-nationalen Epoche konfrontiert. Mit der naturwissenschaftlichen Ergänzung dieser Einsichten durch Darwins Theorien erschien die Zäsur unumkehrbar.

Es sollten vor allem Zufallsfunde sein, die dem Fach neue Aktionsmöglichkeiten einräumten und die kulturellen Dimensionen der europäischen Vorgeschichtsforschung erweiterten: Durch das Absinken der Wasserspiegel zahlreicher Schweizer Seen 1854 war der

Blick freigegeben auf Holzpfähle und Reste von Holzkonstruktionen, die sich zu Siedlungen rekonstruieren ließen, von denen wir heute wissen, dass sie vor allem dem Neolithikum und der Bronzezeit zuzuordnen sind (Keller 1854; Schlichterle/Wahlster 1986, 12-20). Die Publikation der sog. Pfahlbauberichte von F. Keller lösten in Europa eine regelrechte Jagd nach ähnlichen Strukturen aus. Wichtiger für unsere Fragestellung ist jedoch, dass damit erstmals prähistorische Baureste in Europa als solche erkannt wurden und die Annahme einer, bis zum Auftreten der Römer, architekturlosen Vorgeschichte widerlegt war.

Die Burgwallgrabungen in der 2. Hälfte des 19. Jh.

Mit dem Eintreten Virchows in die prähistorische Forschung änderte sich sowohl die Meinung über den Wert von Ausgrabungen als auch deren Methodik und Auswertung in Deutschland entscheidend. Neben den zahlreichen methodischen Anregungen und bahnbrechenden Erkenntnissen verdankt die deutsche Archäologie Virchow vor allem durch die Pflege internationaler Kontakte zur europäischen Elite der Geo- und anderen Naturwissenschaften wichtige Impulse für den Umgang mit neuen Forschungsergebnissen und für die Entwicklung archäologischer Methoden. Unter Virchows Einfluss gelang die endgültige Loslösung der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie von ihren historisch-philologischen Wurzeln und eine Synthese traditioneller und moderner Theorien und Methoden (Andree 1976, 57-149; 165).

Nach eigener Aussage wandte sich Virchow unter dem Einfluss der aktuellen Diskussionen über Stratigrafie, relative Chronologie und Fragen der ethnischen Deutung von Funden Ende der sechziger Jahre auch den prähistorischen Wallanlagen Sachsens zu als den zum damaligen Zeitpunkt rätselhaftesten in Deutschland (Virchow 1870; 1871; 1890). Er ist damit einer der ersten, die nach fast dreißig Jahren nahezu ausschließlich theoretischer Wallanlagenforschung in Sachsen den Spaten wieder ansetzten. Methodisch griff er dabei auf Ergebnisse zurück, die im frühen 18. Jahrhundert bzw. Ende der 1860er Jahre in Mecklenburg erarbeitet wurden. Auf Rügen war schon 1725 unter Beteiligung der Obrigkeit von Garz der dortige Wall archäologisch untersucht worden, um die Lage der schriftlich überlieferten Stadt Karenz zu ermitteln. Ein während der Untersuchung angefertigtes Lustrationsprotokoll wurde 1755 in dem Werk "Diplomatische Geschichte des pommersch-rügischen Städte" von Schwarz publiziert. In Anlehnung daran wurde vom Regierungspräsidium in Stralsund 1868 eine Kommission einberufen, die den zweiten Ringwall auf Rügen, für den schriftliche Überlieferungen vorlagen, untersuchen sollten. In den Baltischen Studien wurde 1872 über diese Untersuchungen berichtet (Rügen 1872).

Neben der Anlage Arkona sollten der Conservator der preußischen Kunstdenkmäler, der Geheime Regierungs-Rat von Quast, der Geheime Archivrat und Conservator Dr. Lisch und der durch Quast hinzuge-

zogene Königliche Dänische Etatsrat und Direktor des Nordischen Museums in Kopenhagen Worsaae die Anlagen Rugard, Venz, Herthaburg und Werder untersuchen.

Die Wallanlagen-Kommission für Rügen benannte zwei grundlegende Ergebnisse: Als ein deutlicher Unterschied zu den mecklenburgischen Anlagen, die in Sümpfen errichtet wurden, stehen die Anlagen Rügens auf Bergen und haben ein imposantes Erscheinungsbild, woraus Rückschlüsse auf die Eigenarten der Erbauer gezogen wurden: "Pflegen die Wenden als ein Volk geschildert werden, das mit Vorliebe in Sümpfen haust, so spricht uns aus den Wendenburgen Rügens ein anderes und freieres Wesen an, das zugleich mit tüchtiger Kraft gepaart erscheint." Das eine solche Wertschätzung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht derartig romantisch und uneingeschränkt erteilt werden konnte, bestätigt der folgende Satz: "Möglich ist es immerhin, dass die Burgwälle Rügens auf älteren germanischen Grundlagen ruhen. Die Nachgrabungen haben aber nicht das Geringste ergeben, das für eine solche Vermuthung einen bestimmten Anhalt darböte." (Rügen 1872, 290). Angesichts der innenpolitischen Lage Deutschlands zum Zeitpunkt der Publikation erscheint das Suchen germanischer Vorfahren als obligatorisch und dessen betont nüchterne Widerlegung durch einen wissenschaftlichen Nachweis als ein Ergebnis modern und autonom arbeitender Forscher.

Beispiel 1: Stromberg bei Weißenberg

Schusters "Die Heidenschanzen Deutschlands" aus dem Jahr 1869 und die zeitgleichen Grabungen an französischen Oppida bewogen Virchow, sich den Wallanlagen der Oberlausitz zuzuwenden (Virchow 1870, 257-259). Das Studium der Schriften von Cotta, Preusker und zahlreicher geologischer Beschreibungen der Gegend ließen ihm zu viele Fragen offen und so besuchte er im Sommer 1870 gemeinsam mit Mitgliedern der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz (Virchow 1890, 19) die Landeskronen bei Görlitz, den Rothstein und den Schafberg bei Löbau (Virchow 1870), wobei sich die Untersuchungen auf Vermessungen und die Aufnahme von Boden- und Gesteinsproben beschränkten. Virchow grub auf dem Stromberg an zwei Stellen im Innenraum und an sechs Stellen auf der Wallkrone mit dem Ziel, Schlacken zu finden. Während der Innenraum nur schwarze Erde und Basaltstücke lieferte, wurden auf dem Wall große Mengen von Schlacken unterschiedlicher Größe und Kohlenstücke, verkohltes Eichenholz zumeist, gefunden. An der Stelle mit der größten Schlackenkonzentration ließ Virchow einen Wallschnitt anlegen. Unter der obersten Schicht aus Rasen, Erde und vereinzelt Schlackeklümpchen befand sich ein "zusammenhängender Kern von Brandmassen, die fast durchweg, jedoch verschieden fest zusammenhängen" und "nach völliger Bloßlegung wie eine mächtige gebackene Mauer aussah" (Virchow 1870, 262). Das Vorhanden-

sein von Holzkohlen oder mit Holzkohlen gefüllter Hohlräume in den Schlackemassen erklärte Virchow durch das vormalige Hineinstecken der Hölzer in die Steinspalträume. Er betonte, dass es sich um “künstlich gespaltene oder durchgehauene Holzstücke, in der Regel wahre Holzscheite” (ebd. 264) handele, die, davon gehe er aus, im gesamten Wall gesteckt hätten. Die Funde von verziegeltem Lehm, den er als Bindemittel für die Gesteinsmassen deutete, bestärkten ihn in dieser Meinung - ein Steinwall war mit Hölzern und Lehm verfugt und stabilisiert worden. Virchow deutete 1870 den Stromberg als nichtslawisch und ordnete ihn zeitlich in oder vor der Eisenzeit ein.

Beispiel 2: Koschütz bei Dresden

In Dresden untersuchte Virchow die seit den 1850er Jahren bekannte Anlage Koschütz auf einem Bergvorsprung, die durch einen Querriegel, einen Abschnittswall, geschützt wurde und erwähnt einen tiefen Einschnitt im Wall, der den Blick auf “eine kolossale Qualität von verschlackten Massen” freigab (Virchow 1870, 108). Er war begeistert über die große Ähnlichkeit mit den Oberlausitzischen Schlackenwällen und betonte, dass mit Koschütz die erste derartige linkselbische Anlage bekannt geworden sei (ebd. 105). Darüber hinaus zeichne sich der Wall von Koschütz und die nächste Umgebung durch einen außerordentlichen Fundreichtum aus, der im Unterschied zu den Verhältnissen in der Oberlausitz endlich eine chronologische und ethnische Zuordnung der Anlage ermöglichen könnte. “Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass, was namentlich das Thongeräth anbetrifft, zwei ganz verschiedene Perioden hervortreten.” Virchow unterschied Keramik, “die den Habitus der glatteren Thongeschirre der Heidenzeit an sich trage” von “Thongeräth, welches ganz übereinstimmt mit den Funden an anderen Wallbergen und Burgwällen, wie wir sie in der Lausitz, der Mark und Pommern haben” (ebd. 108).

Beispiel 3: Gräberfelder und Wallanlagen um Lübbenau

Eingedenk der Notwendigkeit, eine chronologische und topographische Ordnung in die Frage der Burgwälle zu bringen, unternahm Virchow in den Osterferien 1872 eine Reise in die Niederlausitz, da er sich von der großen Anzahl von Gräberfeldern und Wallanlagen Aufschluss erhoffte über deren ethnisches und chronologisches Verhältnis zueinander. Er untersuchte mehrere niederlausitzische Gräberfelder und vertiefte seine Materialkenntnis der Keramik und Metallfunde. Er überblickte ein Formenspektrum, dessen Leitform er als Buckelurnen, später als Lausitzer Typus bezeichnete. Seine weiträumige Untersuchung lässt ihn das Verbreitungsgebiet dieser Formen errathen und darüber hinaus feststellen, dass die Formen einer Zeit, einer Kultur angehört haben müssen (Virchow

1872, 227-232). Virchow widmete sich nach den Gräberfeldern zwei Burgwällen der Niederlausitz. Er untersuchte die Anlage bei Gross Beuchow und südwestlich davon in der Vorberger Feldmark. Die Funde erkannte er als Siedlungsreste einer eisenzeitlichen Kultur und die Keramik entsprach vollständig seinem Bilde der Keramik vom Burgwalltypus.

Virchow zog aus seinen Beobachtungen grundlegende, entscheidende Schlussfolgerungen sowohl für die Fundsituation in der Niederlausitz als auch für die Wallforschung im allgemeinen. “Die erste und wichtigste Schlussfolgerung aus diesen Ermittlungen ist die völlige chronologische und ethnische Trennung der Gräberfelder und der Burgwälle.” (ebd. 234). Er folgerte weiter, dass “die Gräberfelder als älter, die Burgwälle als jünger zu bezeichnen” seien. “Erstere gehören noch überwiegend der Bronze-, letztere schon ganz der Eisenzeit an.” (ebd. 235). Indem Virchow einer alten These, der von der Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit aller Funde und Befunde eines Gebietes, die Gefolgschaft aufkündigte, wurde ihre zeitliche Tiefe erkennbar. Die Eigentümlichkeit der eisenzeitlichen Formen und ihre begrenzte Verbreitung lässt sie Virchow zögerlich als slawisch bezeichnen. Ihm scheint dagegen “vorläufig nichts wahrscheinlicher, als dass die Gräberfelder [mit der Keramik vom Lausitzer Typus, Anm. d. A.] germanisch sind.” (ebd. 235).

Virchow gelangte auf dem Weg der Merkmalerkennung und -differenzierung zu einer relativen Abfolge der untersuchten Befunde, die er ethnisch deutete. Er ist damit der erste in der Reihe der Altertumsforscher in unserem Untersuchungsgebiet, welche über das Alter und die Herkunft nachdachten, der nicht ausschließlich historisch, linguistisch oder mythologisch deutete oder erklärte, sondern die Objekte und Komplexe entsprechend ihrer Merkmale ordnete und interpretierte. Damit existierte frühestens seit 1872 der Ansatz einer anwendbaren Methode, einer Richtlinie, mit deren Hilfe erstmals die Einordnung der Burgwallfunde, nicht der Burgwälle, möglich war. Alle Versuche, die Burgwälle nach ihrem äußeren Erscheinungsbild, ihrer Lage im Gelände oder ihrer Wallform ethnisch und chronologisch zuzuordnen, waren ein Feld der Spekulation.

Merkmale der sächsischen Burgwallforschung im 19. Jh.

Die vorliegende Untersuchung ermöglichte eine Charakterisierung der sächsischen Burgwallforschung für die Zeit von ihren Anfängen bis 1872. Während einige Merkmale zweifellos für Sachsen spezifisch sind, besitzen andere auch überregionale Bedeutung:

- Die archäologischen Befundgruppen sind unterschiedlichen Erhaltungs- und Wahrnehmungsbedingungen unterworfen, die von der Haltbarkeit des Materials, der Art ihrer Konstruktion und ihrem Bezug zum erhaltenden Medium abhängen. Bei Wallanlagen

handelt es sich um großflächige Konstruktionen, die weitaus bessere Chancen der Überlieferung haben als Gräber und offene Siedlungen. Es kann also davon ausgegangen werden, dass tatsächlich eine große Anzahl der ursprünglich existierenden Anlagen bekannt ist und so erschien die Rekonstruktion prähistorischer Räume unter Einbeziehung der Wallanlagen immer als vielversprechend.

- Die sichtbare Präsenz der Anlagen liefert fortdauernd Impulse, so dass sie häufig von Angehörigen verschiedener Forschergenerationen mit entsprechend unterschiedlichen Fragestellungen und Methoden untersucht worden sind. Dabei wurde immer auch der momentane Erhaltungszustand dokumentiert; der andauernde Verfallsprozess war Anlass für Untersuchungen, aber auch sehr früh für Argumente des Denkmalschutzes. Auffällig ist, dass sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh. die Meinung durchsetzen konnte, dass es sich bei den Wällen der Anlagen um ruinöse Mauerzüge handelte und nicht um intentionale Erd- und Gesteinsaufschüttungen handelt.

- Wallanlagen sind regelhaft schon vor einem archäologischen Eingriff Gegenstand von Überlegungen und historischen Deutungen, die wiederum Ausgangspunkt für Untersuchungen unterschiedlicher Methodik sind.

- Wie die einzelnen Äußerungen zu den Wallanlagen gezeigt haben, ist es vor allem eine Tatsache, die Wallanlagen zu einer aussagekräftigen Projektionsfläche für Zeitgeist und Forschungsstand macht: Während die meisten Siedlungen und Bauten prähistorischer Kulturen in Mitteleuropa aus Mangel an Steinarchitektur und entsprechend der Erhaltungsbedingungen nur in abstrakten Grundrissen erkennbar sind, wenn sie überhaupt entdeckt und ergraben werden, können Wallanlagen in den meisten Fällen betreten, umrundet, räumlich erfahren werden. Dies prägt zu einem großen Teil ihre Attraktivität und den wissenschaftlichen Umgang mit ihnen.

- Die Komplexität der Wallanlagen als architektonisches Ensemble und als Fundplatz und die Unterschiedlichkeit der Funde führten von jeher zu einer Methodenvielfalt bei der archäologischen Erforschung. Es kann in Sachsen allerdings nicht von der selbstständigen Entwicklung einer archäologischen Methode zur Untersuchung von Wallanlagen gesprochen werden. Bis zu den ersten Besuchen Virchows am Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts legte man kleine Schnitte an den exponiertesten Stellen der Anlagen an, so an deren tiefsten Punkt im Innenraum oder am höchsten Punkt der Anlage. Die Wälle wurden nicht geschnitten und die Innenräume nicht flächig untersucht. Damit entspricht die Untersuchungsmethode dem Stand in ganz Deutschland bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts.

- Die geborgenen Funde konnten erst am Ende unseres Untersuchungszeitraumes relativchronologisch geordnet werden, eine ethnische Ansprache auf der Grundlage materialimmanenter Eigenschaften wie Form oder Verzierung unternahm erst Virchow ab 1872. Durch sein Wirken verloren die Funde ihren Status als

Raritäten und Schätze und wurden zum Instrument der Identifikation und Datierung der Wallanlagen. Damit verließen die sächsischen Forscher die Sackgasse der historischen und linguistischen Deutung und konnten beginnen, Spekulationen methodisch zu überprüfen. Bis zu diesem Zeitpunkt unterschied sich die Methodik der Ausgrabung und der Deutung der Anlagen in Sachsen kaum von den Grabungen Wagners in Schlieben.

- Erst am Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts trat Sachsen und seine Wallanlagenforschung unter den Einfluss der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklung. Eine Erklärung dafür ist die geringe Teilnahme sächsischer Altertumsforscher an den internationalen Begegnungen und am wissenschaftlichen Austausch.

- Die frühe Phase der sächsischen Burgwallforschung ist geprägt von der Langlebigkeit einmal formulierter Fragestellung und Interpretation. Die wichtigsten Thesen sind im folgenden zusammengefasst.

Die Funktion der Anlagen

Seit Wagners frühen Grabungen dominierte die Ansprache der Wallanlagen als Heiligtümer, Opferplätze und Tempel die sächsische Forschung. Da für die Germanen und später für die Slawen keine befestigten Siedlungen oder Festungen überliefert worden waren, man allerdings von heiligen Hainen berichtete, konnte der von der Romantik beseelte und von der Natur berührte Altertumsforscher vorläufig einzig Kultplätze in den sächsischen Wallanlagen erkennen.

Bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts dienten archäologische Funde und Befunde primär der Illustration und Bestätigung historisch gewachsener Germanen-, Kelten- oder Slawenbilder. In den Krisenjahre des deutschen Selbstverständnisses, unter dem Eindruck der Napoleonischen Herrschaft und nationalstaatlicher Träume wurden diese Bilder manifestiert. Nach den innenpolitischen Zäsuren von 1831 und 1848 erfuhren diese Bilder eine Umdeutung. Nach den gemeinschaftlichen Tugenden der Vorfahren wurde nun, anlässlich der innerdeutschen Konflikte und der drohenden Auseinandersetzung mit dem Nachbarn Frankreich, die militärische Potenz der Altvordern thematisiert, wurde besonders in Westdeutschland der tradierte Gegensatz von Kelten und Germanen neu beleuchtet. Diese Umdeutung und Verstärkung wirkte sich zwar in der sächsischen Archäologie kaum aus, eine allgemeine Militarisierung ist jedoch auch in Sachsen nachweisbar. Erinnert sei an Schuster und sein Postulat des deutschen Schanzensystems mit seinem oberlausitzischen Zentrum.

Eine Deutung der Wälle ausschließlich als militärische Verteidigungsanlagen wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur vereinzelt geäußert, da sie den klassisch überlieferten Bildern der umherziehenden Germanen und der ackernden Slawen widersprach. Klemm hielt einen Schanzenzug in der Oberlausitz im Sinne einer militärischen Linie für wahrscheinlich

(Klemm 1836, 233 Fußnote 5). Diese Deutung der Anlagen - das Postulat eines germanischen Befestigungssystems wurde erst in der anschließenden Phase sächsischer Wallanlagenforschung herausgearbeitet – in einer Zeit, in der Deutschland in einem Jahrzehnt drei Kriege erlebte und führte.

Schuster griff in seinem Werk die Idee Cottas von einem Schanzensystem wieder auf, erweiterte es allerdings um einiges. Deutschland war für Schuster von einem Verteidigungssystem durchzogen, dessen Zentrum die Oberlausitzer Schanzen bildeten. Das unumstritten unterschiedliche Erscheinungsbild der Anlagen begründete und lobte er mit einem großen Maß an Geländeanpassung und allgemeinen militärischen Erfordernissen (Schuster 1869, 18). Mit dem Militär a.D. Schuster tritt die militärische Argumentation bei der Beurteilung der Wallanlagen und die Betonung kriegerischer Verhältnisse in der Vorzeit in die sächsische Wallforschung und gliedert deren Forschungsgegenstände als eine Besonderheit in eine allgemein deutsche Wallanlagenlandschaft ein. Damit wird das erste Mal ein überregionaler Bezug zwischen den sächsischen, vornehmlich oberlausitzischen, Wallanlagen und solchen im Rheinland, im Taunus, in Süddeutschland hergestellt. Da die Argumentationen Schusters weniger auf archäologischen Funden als vielmehr auf einer neuzeitlichen, strategischen Beurteilung beruhen, die als eine subjektive Meinung nicht belegt werden kann, ist Schusters methodischer Beitrag für die sächsische Wallanlagenforschung sehr gering.

Die Ethnizität der Erbauer der Wallanlagen

Die Vorstellungen des beginnenden 19. Jahrhunderts über die zeitlichen Dimensionen der Menschheits- ebenso wie der Regionalgeschichte steckten einen engen Rahmen für die zu rekonstruierenden historischen Ereignisse und Abläufe. Man operierte mit den bekannten, als historisch gewerteten Zäsuren und setzte sächsische Historie ins Verhältnis zu Christi Geburt, den namentlich bekannten römischen Kaisern, der Völkerwanderung(-szeit) und den fränkischen Königen. In diese Zeitrahmen wurden auch die Wallanlagen eingeordnet. Dabei muss aber betont werden, dass die ethnische bzw. chronologische Zuordnung von Funden und Fundplätzen nicht über die spezifischen Merkmale des jeweiligen Objektes erfolgte, sondern über die ethnische bzw. chronologische Zuordnung des Fundgebietes. Je altertümlicher und unerklärlicher ein Gefäß, Metall- oder Steinobjekt allerdings wirkte, um so wahrscheinlicher war sein hohes Alter, womit die Verbindung zu den ältesten Bewohnern des Gebietes hergestellt war.

Die Frage der Ureinwohnerschaft wurde während des Untersuchungszeitraumes für Sachsen nicht verbindlich beantwortet. Sie war Ausgangs- und Endpunkt fast jeder historischen Interpretation archäologischer Funde und damit sowohl der Weg der Analyse als auch ihr Ziel. Für die vorliegende Untersuchung ist sie

vor allem deshalb von so großer Bedeutung, da die Wallanlagen von nahezu allen Bearbeitern als die ältesten Denkmäler des Landes betrachtet wurden, die man automatisch den ältesten, also Ur-Einwohnern zusprach. Die Vorstellungen darüber, ob das Land vor dem Eintreffen der ersten Bewohner besiedlungsleer oder von kulturlosen Wilden besetzt war, waren kaum ausgeprägt. Eingebunden in die abendländischen Geschichtstraditionen kamen als Erbauer der Wallanlagen und damit Ureinwohner Sachsens einzig Germanen und Slawen in Frage. Die Kelten als das dritte, schriftlich überlieferte europäische Urvolk traten als haltloses Spekulationsobjekt frühzeitig in den Hintergrund, da es in Sachsen und speziell der Oberlausitz schlicht keine keltischen Altertümer gab (u.a. Lorentz 1829, 68).

Für den gesamten Untersuchungszeitraum gilt, dass architektonische Konstruktionen von vornherein ethnisch gedeutet und datiert wurden: Generell datierte der Mangel von Mauerwerk die Anlagen automatisch früh. Holzhütten und aufgeschüttete Wälle und Flächen wurden als germanisch und früh gedeutet, da von der Ureinwohnerschaft der Germanen im gesamten sächsischen Gebiet ausgegangen wurde. Mauerwerk wurde in Sachsen als mittelalterlich angesprochen. Eine ethnische Zuordnung erfolgt in diesem Falle nicht mehr.

Germanen

Mehrheitlich ging die frühe sächsische Burgwallforschung von germanischen Ureinwohnern und ebenso germanischen Burgwallarchitekten aus. Die Zuordnung zu einem bestimmten germanischen Stamm erfolgte lediglich im Fall des Schliebener Burgwalles. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dessen Ansprache als Hain der Semnonen unter Bezugnahme der antiken Überlieferung das einzige Indiz für eine Lokalisierung dieses germanischen Stammes im damaligen Mitteldeutschland war.

Um die Frage nach den Erbauern der oberlausitzischen Anlagen beantworten zu können, ermittelte Schuster, dreißig Jahre nach Wagner und Böhlend, das ungefähre Alter der Wallanlagen, um danach festzustellen, welcher Stamm zu dieser Zeit in der Lausitz lebte. Die Anzahl bronzener Fundstücke, die gegenüber den steinernen und den wenigen eisernen überwiege, ordneten die Anlagen in die Bronzezeit, „bis auf mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt“. Schuster betont ausdrücklich, dass die Funde aus den Wallanlagen zwar sehr spärlich seien, aber in den zahlreichen Heidegräbern, die sich jeweils um die Anlagen scharen würden, seien „genau dieselben Gegenstände in grossen Mengen“ gefunden worden, so dass dadurch die Wallanlagen zweifelsfrei eingeordnet werden könnten. Schuster unterschied Gräber mit überwiegend bronzernen Beigaben von solchen mit eisernen und auch silbernen Schmuck und Waffen und ordnet letztere den Slawen zu, stellt jedoch abschließend fest, dass diese Gräber „nicht die steten Begleiter der Schanzen“ sei-

en, womit für ihn die Slawen als Schanzenbauer endgültig widerlegt waren (Schuster 1869, 34-35).

Für das fünfte vorchristliche Jahrhundert als den Beginn der germanischen Besiedlung des späteren Deutschland erweiterte er die historisch überlieferte Unterteilung der Germanen in Ost- und Westgermanen und folgt wohl der Darstellung Tacitus', wenn er die Sueben mit all ihren Stämmen (u.a. Semnonen, Hermunduren, Markomannen u.a.) im mittleren und östlichen Deutschland lokalisierte. Von all diesen Stämmen kam einzig der von Tacitus und Ptolemäus als mächtig beschriebener Stamm der Semnonen als Erbauer der Wallanlagen infrage.

Slawen

Die Idee, das Slawen die Anlagen erbaut haben könnten, wurde in Sachsen selten ernsthaft diskutiert - sie wurde von Historikern erwogen und innerhalb der Überlegungen zur Ureinwohnerschaft des Landes diskutiert, trat aber immer hinter der 'germanischen' Argumentation zurück. Cotta bemerkte Ende der dreißiger Jahre, dass die Wallanlagen der mittleren Oberlausitz "sämtlich an dem Übergange zwischen den sandigen Ebenen und den höheren Gebirgen, ..., gewöhnlich auf felsigen Vorsprüngen" lägen (v. Cotta 1839, 117). Dieser quer von West nach Osten verlaufende Zug hält sich seiner Beobachtung nach ungefähr an die nördliche Grenze des Gebietes mit wendischen Ortsnamen. Da er weiterhin davon ausgeht, dass es dem ursprünglichen Charakter der Wenden entspreche, dass sie sorgfältig jedes zusammenhängende Gebirge vermieden hätten, schließt er, dass die oberlausitzischen Wallanlagen Befestigungswerke slawischer Volksstämme seien, die im 6. Jahrhundert in Deutschland eingedrungen seien, wo sie mit den Germanen noch in lange fortdauernden Kämpfen gelebt hätten (ebd. 119). Schiffner widerlegte dies schon ein Jahr später anhand einer ausführlichen slawischen Ortsnamenliste für das Vogtland (Schiffner 1840, 33-34).

Erst mit Virchow und seinen Untersuchungen in der Niederlausitz 1872 begann allmählich eine Auseinandersetzung mit dieser Möglichkeit der ethnischen Deutung. Schon 1870 hielt Virchow Slawen für die möglichen Erbauer der Erd- und Burgwälle, da sie mit den slawisch identifizierten in Mecklenburg und an der Ostseeküste viele Gemeinsamkeiten aufwiesen. Die Schlackenwälle ordnete er den Germanen zu, da sie diese zum einen nirgendwo in der norddeutschen Ebene fänden. Da in Frankreich und Großbritannien zahlreiche ähnliche Wallanlagen bekannt seien, schloss er auch eine ältere Bauzeit und vorgermanische, möglicherweise keltische Erbauer nicht gänzlich aus (Virchow 1870, 371). Vereinzelt Anlagen, vor allem aber Bergkuppen, wurden den früheren slawischen Bewohnern zugeordnet, wenn sich an sie deutungsfähige Sagen über heidnische Opferplätze oder slawische Götter knüpfen ließen (u.a. Preusker 1828, 88).

Konstruktion der Anlagen

Bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes wurden die Wälle der Anlagen in Sachsen nicht untersucht und, bis auf die berühmten Schlackenwälle in der Oberlausitz, auch nicht beschrieben. Daher datieren die meisten Überlegungen zur Konstruktion der Anlagen in diese Zeit. Für die Anfänge der sächsischen Burgwallforschung ist aus dem vorliegenden Material zu folgern, dass man die Wälle für aufgeschüttetes, konstruktionsloses Erdreich hielt. Erst die Untersuchungen an den oberlausitzischen Schlackewällen eröffneten die Diskussion zum Aufbau der Wallanlagen.

Einige wenige Beobachter erklärten die Schlackenvorkommen als vulkanisch entstandene Schmelzgesteine, die von Menschen verbaut worden. Es wurde allerdings zwischen Schlacken ohne jegliche Beimengungen und in solche unterschieden, die Holzspuren oder Keramikreste enthielten. Letztere wurden als Ergebnis intentionaler Feuer interpretiert (Schneider 1868, 64).

An die These, dass die Verschlackungen absichtlich herbeigeführt worden seien, war immer, auch Ende der sechziger Jahre, die Deutung der Anlagen als Befestigungen geknüpft. Schneider formulierte dahingegen neu, dass man ebenso die erkannte Schmelzbarkeit der Gesteine zum Schutz eines Opferplatzes genutzt haben könne (Schneider 1868, 67). In der Annahme, dass man Steine nur schwer im Freien schmelzen könne, schloss sich Schuster dem Erklärungsversuch des Geologen Leonhardt an: "Man umgab, so scheint es, die ausgeführten Trockenmauern mit einem Erdwall, der Zwischenraum wurde mit Brennmaterial erfüllt, und dann die Bergung so oft wiederholt, bis die Absicht erreicht war." (Schuster 1869, 13) Diese Rekonstruktion entlehnte Leonhardt offensichtlich von dem Briten William. Dieser hatte anlässlich der ersten Beschreibung der Glasburg Knock ferrel Naphian (nach 1777) eine solche Vorgehensweise zur Verschlackung von Steinwällen rekonstruiert (v. Cohausen 1864, 197; Haupt 1868, 379). Als Ziel der Brände wurde die erhöhte Festigkeit der Mauern angenommen.

Die Idee der unbeabsichtigten Verschlackung ist auf Cotta zurückzuführen, der eine schmelzende Wirkung der jahrhundertlang brennenden Opferfeuer in den kultischen Anlagen für möglich hielt. Haupt schloss sich dieser Meinung entschieden an, begründete dies jedoch weniger mit Funden und Befunden als mit der Definition der Anlagen als Heiligtümer (Haupt 1868, 387).

Ebenfalls von der Zufälligkeit der Verschlackung ging C. A. von Cohausen aus. Schon 1861 formulierte er seine Meinung, als deren Vorläufer der Brite Cordiner gelten kann. Von Cohausen verweist auf die Beschreibung der gallischen Mauern durch Cäsar im siebenten Buch seines Berichtes über den Gallischen Krieg und merkte an, dass angesichts dieser hinreichenden und

bekannten Darstellung der Holz-Stein-Konstruktionen die Mauern lediglich von Gelehrten angezündet worden seien (v. Cohausen 1864, 204). Er formulierte abschließend „Nicht um sie zu bauen sondern um sie zu zerstören hat man Feuer an sie gelegt“ (ebd. 208). Hauchecorne lehnte diese Meinung unter dem Vorweis ab, der Brand durch einen feindlichen Angriff sei zu kurz und nicht sorgfältig genug, um die nötigen Schmelztemperaturen zu erreichen (Hauchecorne 1870, 464). Virchow schloss die These Cohausens für die Lausitzischen Wallanlagen aus, da dort die beobachteten Holzspuren immer auf kleine, gespaltene Hölzer und nicht auf Stämme deuten würden (Virchow 1870, 466).

Im Jahr 1890 formulierte Virchow rückblickend auf seine Exkursionen und Untersuchungen in den Jahren 1869 und 1870: „wir konnten nur beweisen, dass es sich um Wälle handle, bei denen durch ein Gemisch von aufgehäuften Steinen und dazwischen gesteckten, kurzen, scharfgeschlagenen Holzscheiten eine für die Herstellung von Schmelzungen geeignete Masse gebildet war, und dass, nachdem der Wall aufgebaut war, durch Entzündung des zwischengesteckten Holzes eine wirkliche Schmelzung des Gesteins herbeigeführt worden ist.“ (Virchow 1890, 20).

Schluss

Da die chronologische Einordnung und ethnische und funktionale Deutung der sächsischen Wallanlagen zwischen 1826 und 1872 trotz fehlender Methodenentwicklung dennoch variierte, sind die Ursachen dafür möglicherweise in größeren Zusammenhängen jenseits der Burgwallforschung im engeren Sinne zu suchen.

Wenn beispielsweise der Militär Schuster Ende der 1860er Jahre deutsche Schanzensysteme postuliert, die er im Teutoburger Wald, im Taunus, im Spessart und im Odenwald und, als einen Schwerpunkt, in der sächsischen Oberlausitz lokalisierte, und als von Norden nach Osten und Süden gerichtete Kampflinien bezeichnet, die von dort siedelnden Germanen gegen aus dem Osten nachrückende germanische Stämme gerichtet war, fällt die Ursachenforschung dafür nicht schwer.

Bislang hatte man kriegerische Auseinandersetzungen immer zwischen einheimischen und fremden Völkern konstruiert und trotz der Überlieferung einzelner Stämme war die Einheit der germanischen Stämme ein feststehender Topos, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts oft zitiert wurde. Unter dem Diktat Preußens zur Jahrhundertmitte schienen jedoch die Ideen und Mythologien der Befreiungskriege und der Romantik verfliegen, die deutschen Lande sahen sich vielmehr im Widerstand gegen eine wachsende Hegemonialgewalt und bildeten innerdeutsche Bündnisse. Der deutsch-dänische Krieg 1864 spaltete die Öffentlichkeit, der deutsche Krieg 1866 brachte die endgültige Herrschaft Preußens über das Konstrukt des Norddeutschen Bundes, über eine ungewollte, nicht

gefühlte Einheit, die sich im Westen und Norden bedroht sah. Musste vor diesem Hintergrund Schusters Modell der Verteidigungssysteme sowohl nach Außen (gen Osten) als auch gegen feindliche Stammesbrüder nicht sehr plausibel klingen?

Nicht nur der gesellschaftliche Hintergrund nahm Einfluss auf die Ideen der Burgwallforschung, sondern, wie im nächsten Beispiel, auch andere wissenschaftliche Disziplinen.

Auf Veranlassung Virchows unterzog man 1870 Gesteinsproben von Schlackenwällen der genauen Prüfung und verglich sie zuerst mit „hüttenmännisch erzeugten Schlacken, welche sich in geschlossenen Oefen als Producte der Schmelzung von Silicaten unter Anwendung von Holzkohle als Brennmaterial bilden“ und in der Sammlung der Preußischen Bergakademie aufbewahrt wurden. Ebenfalls dort fanden sich Schlacken, die sich bei dem großen Brand von Hamburg 1842 „in der Gluth dieses Brandes unter freiem Himmel aus dem Mauerwerk und durch Zusammenschmelzung von allerlei Gegenständen entstanden sind“. Die Mehrzahl der Schlacken ähnelte den oberlausitzischen rein formal, wies aber vor allem Holz- und Brennmaterial einschlüsse auf, wie sie auf den Schlackewällen so häufig beobachtet worden waren (Hauchecorne 1870, 461-462).

Dem ersten makroskopischen Vergleich der oberlausitzischen Schlackenproben schloss sich eine chemische Analyse des geschmolzenen und des ungeschmolzenen Gesteins, an dem sie hafteten. Schlacken- und Gesteinsproben vom Stromberg, vom Löbauer Berg und von der Landeskrone wurden miteinander verglichen. Die Übereinstimmung der chemischen Verhältnisse wurde als Indiz dafür gedeutet, dass vor Ort anstehendes Gestein geschmolzen worden waren. Die Befunde aus Hamburg zeigten, dass sogar Porzellan unter freiem Himmel wieder geschmolzen werden konnte, so dass man letztendlich, gestützt durch Schmelzversuche mit Stromberger Basalt, zumindest die Schmelzbarkeit von Gesteinen unter freiem Himmel mit Holz für möglich hielt (Hauchecorne 1870, 462).

Was im 19. Jahrhundert allmählich, aber vielversprechend begonnen wurde, entwickelte sich im 20. Jahrhundert zu einem archäologischen Forschungsschwerpunkt. Spätestens seit den 1920er Jahren herrschte Konsens darüber, dass „die Burgenkunde“ das „Rückgrat der vorgeschichtlichen Forschung“ bilde (Schuchardt 1924, 7) und dass die Rekonstruktion politischer Geschichte ausschließlich durch die Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen möglich sei (G. Bersu 1926, 2). Damit wurden der archäologischen Forschung komplexe historische Fragen gestellt, deren Berechtigung ebenso hinterfragt werden muss wie überhaupt die Möglichkeit, sie beantworten zu können. Mit der 1927 gegründeten Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wall- und

Wehranlagen erhielt auch die sächsische Burgwallforschung kurzfristig einen institutionellen Rahmen. Die Arbeitsgemeinschaft hatte sich das Ziel gesetzt, „die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen vom Stromgebiet der Elbe bis zur Weichsel und Memel nach einheitlichen Methoden und Grundsätzen zu erforschen und damit die Probleme der Siedlungsforschung in diesen Gebieten planmäßig zu fördern“ (Unverzagt 1985, 67). Als erste wirkliche Großprojekte der deutschen Archäologie gingen die Ausgrabungen am Danewerk, die Untersuchungen in Haithabu bei Schleswig und an den Befestigungen des Limes Saxonius aus dieser Konzeption hervor (Jankuhn 1937, 29 Anm. 5). Damit erhielt ein Teil der Archäologie ein modernes Wissenschaftsdesign, das bislang weder in seinen methodischen Konsequenzen für die spezielle und allgemeine Fachentwicklung noch in seinen politischen Implikationen oder seiner Weiterentwicklung nach 1945 analysiert wurde. Dies ist das Ziel des an der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig angesiedelten Promotionsprojektes „Die Burgwallforschung in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa von 1927 bis 1995. Zielsetzungen und Methoden der Archäologie im 20. Jahrhundert“.

Literatur

- Andree 1976: Ch. Andree, Rudolf Virchow als Prähistoriker. I: Virchow als Begründer der neueren deutschen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft (Köln, Wien 1976).
- Bersu 1926: G. Bersu, Die Ausgrabung vorgeschichtlicher Befestigungen. *Vorgesch. Jahrb.* 2, 1925 (1926) 1-22.
- Braun u.a. 1992: R. Braun/Th. Fischer/J. Grabsch (Hrsg.), 100 Jahre Limesforschung (Ausstellung der Prähistorischen Staatssammlung München in Verbindung mit dem Historischen Verein für Mittelfranken. Ausstellungskat. Prähist. Staatsslg. 22 (München 1992).
- v. Cohausen 1864: C. A. von Cohausen, Besprechung zu M'moire sur les anciennes constructions militaires connues sous le nom de fort par Fd. Prevost, capitaine de génie (Saumur 1863). *Jahrb. Ver. Altfreunde Rheinland* 37, 1864, 197-209.
- v. Cotta 1839: B. von Cotta, Über gewisse ringförmige Erdwälle und andere aus Schlacken bestehende Wälle in der Oberlausitz. *N. Lausitz. Magazin* 17, N. F. 4, 1839, 116-125.
- Eggers 1959: H. J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1959).
- Fahnestock 1984: P. Fahnestock, History and theoretical development: the importance of a critical historiography of archaeology. In: *Arch. Review Cambridge* 3 (1), 1984, 7-18.
- Gummel 1938: H. Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland (Berlin 1938).
- Gustafson 1998: A. Gustafson, The history of archaeology: Good archaeology as bad history? In: A.-C. Anderson u.a. (Hrsg.), *The kaleidoscopic past. Proceedings of the 5th Nordic TAG Conference Göteborg, 2.-5. April 1997*. *Gotarc Ser. C, Ark. Skr. No. 16* (Göteborg 1998) 285-293.
- Hauchecorne 1870: Hauchecorne, Die chemische Untersuchung der Schlacken von den oberlausitzischen Brandwällen. *Zeitschr. Ethn.* II, 1870, 461-464.
- Haupt 1868: K. Haupt, Die Oberlausitzer Schlackenwälle. *N. Lausitz. Magazin* 44, 1868, 379-395.
- Jankuhn 1937: H. Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene. *Ausgr. Haithabu* 1 (Neumünster 1937).
- Jankuhn 1977: H. Jankuhn, Einführung in die Siedlungsarchäologie (Berlin, New York 1977).
- Keller 1854: F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen (Zürich 1854).
- Klemm 1836: G. Klemm, Handbuch der germanischen Altertumskunde (Dresden 1836).
- Kossack 1999: G. Kossack, Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situationen. *Bayer. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzungsber.* 1999/4 (München 1999).
- Kragh 1989: H. Kragh, An introduction to the historiography of science (Cambridge 1989).
- Krämer 1977: W. Krämer, 75 Jahre Römisch-Germanische Kommission. *Beih. Ber. RGK* 58, 1977, 5-23.
- Krämer 1978: W. Krämer, Das Römisch-Germanische Zentralmuseum und die deutsche Vorgeschichtsforschung um die Jahrhundertwende. *Jahrb. RGZM* 25, 1978, 49-73.
- Kühn 1976: H. Kühn, Geschichte der Vorgeschichtsforschung (Berlin, New York 1976).
- Lorentz 1826: F. Lorentz, Ueber die Ober-Lausitzischen Alterthümer. *Archiv alte Gesch., Geogr. u. Altertümer* 3 (3-4), 1826, 66-79.
- Müller-Karpe 1975: H. Müller-Karpe, Einführung in die Vorgeschichte (München 1975).
- Nickles 1992: Th. Nickles, Good science as bad history: from order of knowing to order of being. In: E. McMullin (Hrsg.), *The social dimensions of Science* (Notre Dame 1992) 85-129.
- Pickering 1995: A. Pickering, *The mangle of practice: time, agency, and science* (Chicago 1995).
- Preusker 1828: K. B. Preusker, Oberlausitzische Alterthümer (Görlitz 1828).
- Rügen 1872: NN, Die Burgwälle der Insel Rügen nach den auf Befehl Sr. M. des Königs im Sommer 1868 unternommenen Untersuchungen. *Balt. Stud.* XXIV, 1872, 234-290.
- Schiffner 1840: A. Schiffner, Über die sog. Heidenschanzen in der Oberlausitz. *Lausitz. Magazin* 18, 1840, 32-41.
- Schlichterle/Wahlster 1986: H. Schlichterle/B. Wahlster, Archäologie in Seen und Mooren. *Den Pfahlbauten auf der Spur* (Stuttgart 1986).
- Schneider 1868: O. Schneider, Geognostische Beschreibung des Löbauer Berges. *Abhandl. Naturwiss. Ges. Görlitz* 1868.
- Schuchardt 1924: C. Schuchardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. *Niedersächsische Heimatbücher* 3 (Bielefeld 1924).
- Schuster 1869: Schuster, Die alten Heidenschanzen Deutschlands (Dresden 1869).
- Strobel 2000: M. Strobel, Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Deutschland – Aspekte ihrer Entwicklung. *Die Bodendenkmalpflege zur Zeit des Nationalsozialismus. Arch. Nachrbl.* 5, 2000, 223-232.
- Sz 1803: Sz, Schreiben an den Herrn Anton, Meran und die alten Schanzen in der Oberlausitz betreffend. *N. Lausitz. Monatsschr.* 1803, 7. Stück, 13-38.
- Unverzagt 1985: M. Unverzagt, Wilhelm Unverzagt und die Pläne zur Gründung eines Instituts für die Vorgeschichte Ostdeutschlands. *DAI Gesch. u. Dok.* 8 (Mainz 1985).
- Veit 1998: U. Veit, Archäologiegeschichte und Gegenwart: Zur Struktur und Rolle der wissenschaftsgeschichtlichen

- Reflexion in der jüngeren englischsprachigen Archäologie. In: M. K. Eggert/U. Veit (Hrsg.), Theorien in der Archäologie: zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1 (Tübingen 1998) 327-356.
- Virchow 1870: R. Virchow, Gebrannte Steinwälle der Oberlausitz. Zeitschr. Ethn. 2, 1870, 257-271.
- Virchow 1871: R. Virchow, Bericht über die Brandwälle in der Nähe Coschütz bei Dresden, auf dem Rothstein bei Schlaud in der Oberlausitz, sowie dem Steinwall der alten Burg im Spessart. Zeitschr. Ethn. 3, 1871, 107-112.
- Virchow 1872: R. Virchow, Über Gräberfelder und Burgwälle der Niederlausitz und des überoderischen Gebietes. Verhandl. Berliner Ges. Anthr. 4, 1872, 226-237.
- Virchow 1890: R. Virchow, Bemerkungen über die Klassifikation der prähistorischen Funde in der Oberlausitz. Oberlausitzer Jahresh. I (1), 1890, 18-28.
- Wagner 1827: F. A. Wagner, Etwas über die Rundschanzen im Schweinitzer, Jüterboger und Luckauer Kreise. Archiv alte Gesch., Geogr. u. Altertümer II (2-3), 1827, 123-127.
- Wagner 1828: F. A. Wagner, Die Tempel und Pyramiden des Ureinwohner am Elster-Ausflusse (Leipzig 1828).
- Wagner 1833: F. A. Wagner, Aegypten in Deutschland oder germanisch-slawische Alterthümer an der Elster (Leipzig 1833).
- Wiegert 1995: M. Wiegert, Wissenschaftsgeschichte und Ur- und Frühgeschichte. Ber. Wissenschaftsgesch. 18, 1995, 181-185.

Anschrift der Verfasserin:

Susanne Grunwald M.A.

Lößniger Str. 56

D-04275 Leipzig

Email: susgrun@rz.uni-leipzig.de